©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

Literatur.

Max Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs, II. Bd., 1283 bis 1522, F. A. Perthes 1927, VII und 692 SS.

Wenn ein wissenschaftlicher Arbeiter den Antrag erhält, ein großes und der Natur der Sache nach doch zusammengedrängtes darstellendes Werk, das sich über die Jahrhunderte ausbreitet, zu übernehmen und dafür von seinen Spezialstudien Abschied zu nehmen, wird er, sofern ihn nicht besondere Veranlagung und Neigung locken, diesen Antrag aus egoistischen Gründen ablehnen. Denn niemand kann mit derselben Sicherheit z. B. auf dem weiten Gebiete einer Landesgeschichte Literatur und Quellen beherrschen, wie auf altvertrautem Arbeitsgebiete einer besonderen Richtung. Neben der politischen Geschichte kommen Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, Kunst- und Literaturgeschichte und andere Spezialgebiete mehr gleichmäßig in Betracht. Es gehört schon ein ordentliches Maß von wissenschaftlichem Altruismus dazu, eine solche Landesgeschichte etwa zu übernehmen.

Das ist besonders bei einer Geschichte Nieder- und Oberösterreichs, wie sie Max Vancsa für die Sammlung der deutschen Landesgeschichte einst übernahm, der Fall. Der erste Band ist im Jahre 1905 erschienen; 1927 der zweite. Von diesem soll hier eingehender gesprochen werden.

Das Werk Vancsas ist das erste seiner Art. Wir besitzen keine Gesamtdarstellung der Geschichte Niederösterreichs und das heutige Land Oberösterreich hat keine neuere Leistung wenigstens aufzuweisen. Das erhöht gewiß den Wert eines solchen Buches, es erhöht aber auch die Schwierigkeiten für den Verfasser. Denn die landesgeschichtliche Literatur ist schwer zu erfassen und überdies reicht sie durchaus nicht immer aus. Es muß ehrlich eingestanden werden, daß in der scheinbar so glänzend herausgearbeiteten österreichischen Geschichte manches recht fraglich wird, wenn man von der vorhandenen Literatur abrückt und den mühevollen Weg über die Quellen selbst geht.

Und da entsteht nun gleich für den Autor einer solchen Landesgeschichte eine schwere Gefahr. Entweder entschließt er sich, immer und überall auf die Quellen zurückzugehen, dann muß er die Hoffnung lassen, jemals zu einem Ende zu kommen, oder er arbeitet weitgehend mit der Literatur und dann kommt der Kritiker, der aus seiner Spezialkenntnis heraus es natürlich sehr leicht hat, bei der Lektüre Seite für Seite eine bissige Bemerkung zu machen. Es hat dieses beliebte Vorgehen für besagten Kritiker den Vorteil, daß ein Leser, der in diese Falle geht, den Eindruck gewinnt, als hätte Rezensent es besser gemacht. Eingeweihte Kreise wissen, daß es in einem solchen Falle meist auch recht gut umgekehrt sein könnte. Vor allem bleibt besagtem Rezensenten es erspart, durch die Tat beweisen zu müssen, daß der Anschein, den er durch seine Rezension erwecken will, auch nur entfernt richtig ist, ganz abgesehen davon, daß die Tatsachenreihe gegeben ist und auch die größte Allesbesserwisserei daran nichts ändern könnte.

Das sende ich voraus, weil ich natürlich im folgenden auch gezwungen sein werde, Einzelheiten anzuführen, in denen sich Vancsa nach meiner Meinung vergriffen hat; ich will aber damit keineswegs den Eindruck erwekken, als ob ich es besser getroffen hätte; ich hätte mich nicht nur ganz

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

gewiß anderswo ebenso oder noch ärger vergriffen, ich hätte es, und damit neige ich mich voll Anerkennung vor dem Verfasser, aus den vorhin bezeichneten Gründen überhaupt nicht unternommen.

Man wird bei der Beurteilung dieses Buches, das im wesentlichen die Geschichte des Landes während des 14. und 15. Jahrhunderts behandelt, vor allem die Frage aufwerfen, ob der Verfasser die vorhandene Literatur richtig ausnutzte. Das ist der Fall. Es hängt damit zusammen, daß das 15. Jahrhundert ungleich mehr hervortritt als das 14., das in der Literatur, abgesehen von der Gestalt Herzog Rudolfs IV., überhaupt gegenüber der vorangehenden und der folgenden Zeit etwas stiefmütterlich bedacht ist. Das hat seinen Grund wieder zum Teil in der Quellenlage. Das 13. Jahrhundert ist in seinen Quellen leichter zu erfassen und zu überschauen, das 15. Jahrhundert wieder ist natürlich von weit größerem Reichtum. Auch besitzen wir für dieses wieder erzählende und andere Quellen, wie sie gerade für das 14. Jahrhundert ungemein spärlich sind.

Vancsa hat überdies in seiner Darstellung in manchen Punkten über die bisherige Literatur hinausgeführt. Man wird bei der Lektüre, es gilt das besonders auch wieder vom 15. Jahrhundert, oft angeregt, nach weiteren Motiven des Geschehens zu fragen, und ich betrachte das als einen Vorzug des Buches, weil es nach meiner Überzeugung ja nicht seine Aufgabe sein konnte, restlos alle Fragen klarzustellen. Es treten uns manche Gestalten entgegen, die noch eine eingehendere Untersuchung verdienten. Vielleicht ließe sich auch eine scheinbar so heillos verworrene Frage, wie die nach den Gründen der Parteistellung der einzelnen Ständemitglieder, vor allem der Städte, während der Jahrzehnte langen Kämpfe der habsburgischen Fürsten untereinander noch etwas aufhellen. Ich denke z. B. an Wien und seine Handelswege nach Ungarn, die zu Wasser und zu Lande wegen der eigentümlichen Stellung Orths die Leopoldiner beherrschten. Es ist das nur ein Beispiel aus vielen Fragestellungen, die sich aufdrängen, und ich maße mir nicht an, mit einer hingeworfenen Bemerkung hier etwas getan zu haben. Denn es erforderte das lange und schwierige Untersuchungen, deren Ergebnis niemand von vorneherein beurteilen kann.

Als Einleitung ist, wie seinerzeit dem ersten Bande, auch dem zweiten ein Kapitel über die Quellen und Literatur zur Geschichte des behandelten Zeitraumes (1283 bis 1522) vorangeschickt. Sie ist ganz ausgezeichnet und wird jedem Leser, der nicht selbst Fachmann auf diesem Gebiete ist, gute Dienste leisten. Nur bei den Ausführungen über die urkundlichen Quellen (S. 28 ff.), wäre eine kurze Übersicht über die Archive und Archivverhältnisse im Lande eine sehr erwünschte Zugabe gewesen. Die Verhältnisse liegen da bei uns mehrfach verwickelter als in anderen deutschen Landen. Es ist das kein Fehler, aber es wäre, wie gesagt, eine willkommene Zugabe gewesen.

Die Kritik über Richard Kralik's Österreichische Geschichte — der Verfasser nennt sie „eigentlich nur eine geistreiche, in erster Linie aus literarischen Quellen genährte Darstellung der Gesamtstaatsidee" —, mit der der Übergang zur Literatur eingeleitet wird, ist ganz unberechtigt milde. Es wäre hoch an der Zeit, dieses durchaus einseitige und völlig unwissenschaftliche Werk abzutun und nicht in einem falschen Streben nach falscher Objektivität immer wieder davor zurückzuschrecken, das Buch eben als das zu bezeichnen, was es ist. Hier ist auch für Interessenten ein seither (1927) erschienenes Werk nachzutragen: Mathilde Uhlirz, Handbuch der Geschichte Österreichs, 1. Band, auf das ich bei dieser Gelegenheit rühmend hinweisen möchte, weil es mit seltener Vollständigkeit die seit 1914 erschienene Literatur verzeichnet und verarbeitet hat. Im Gegensatze zur milden Beurteilung Kralik's scheint mir der Verfasser den tüchtigen Franz Kurz (nicht Maximilian, was ein offenbarer Schreibfehler ist) zu gering zu schätzen. Er war gewiß weniger befangen als Kralik es ist, und seine Werke haben heute noch in manchen Dingen eine grundlegende Bedeutung.

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

Von der Seite 41 angekündigten Geschichte Wiener-Neustadts von Josef Mayer sind indes alle vier Bände erschienen, die ein umfangreiches Materiale zur Geschichte der Stadt in zeitlicher Ordnung ausbreiten.

Herzog Albrechts I. Kampf um die landesfürstliche Macht überschreibt Vancsa dann sein erstes Kapitel. Nach dem Stande der Literatur von damals muß es als wohlgelungen bezeichnet werden, nur geht die Auslegung der Stelle des Niederlagsprivilegs für die Stadt Wien vom Jahre 1281 über die Stellung der Bettelorden (S. 52) wohl zu weit und die alte Auffassung, daß unter den Babenbergern die geistlichen Lehen ausschließlich in der Hand der Landesfürsten waren, ist unrichtig. Gerade für Orth (S. 55) läßt sich das erweisen. Hier ist der Verfasser überhaupt der Literatur zu sehr gefolgt, so daß er sich wie diese mehrfach widerspricht. Im einzelnen möchte ich zu diesem Kapitel nur bemerken, und es auch hier gleich für immer abtun, daß Vancsa die mittelalterlichen Zahlenangaben allzu gläubig übernommen hat. Wenn König Andreas von Ungarn tatsächlich mit einem Heere von 80.000 Mann im Jahre 1290 gegen Herzog Albrecht vorgegangen wäre, hätte dessen Kampf um die landesfürstliche Macht und die Herrschaft seines Hauses in Österreich wohl ein rasches Ende gefunden. Und wenn später behauptet wird, daß bei der Pest von 1349 in Wien täglich 600 bis 700 Menschen starben, so braucht man nur kurz zu überrechnen und wird finden, daß die Stadt in 2 bis 3 Wochen völlig ausgestorben wäre (S. 104); ebenso phantastisch ist unter anderen die Zahl von 80.000 Häretikern (S. 107) in Österreich am Anfang des 14. Jahrhunderts.

Zum folgenden Kapitel über die Verwaltung unter den ersten Habsburgern möchte ich nur andeuten, daß man doch nicht allgemein sagen kann, es habe sich im Laufe des 13. Jahrhunderts in den Städten der Kapitalismus herausgebildet. Wohl sind damals nach unserer Quellenlage zuerst die großen Vermögen bürgerlicher Kreise nachweisbar, aber darum hat der Satz im besondern und im allgemeinen doch keine Berechtigung. Bei so umstrittenen Fragen ist äußerste Vorsicht geboten. Einer Erklärung bedarf auch noch die große Verschiedenheit der Einkünfte aus dem Stadtgericht Wiens im 13. und 14. Jahrhundert einer- und im 15. Jahrhundert anderseits, auf die Vancsa S. 86 hinweist. Sie wird wohl mit der Steuergebarung im allgemeinen zusammenhängen, aber es mangelt derzeit noch an einer systematischen Geschichte der Wiener Stadtsteuern. Es haben ja z. B. die Wiener immer teilgehabt an den Stadtmauten, aber man kann nicht sagen, daß sie jemals im Besitze der Mauthoheit gewesen sind (S. 83). Es ist ferner irrig, die bei Abschluß der Eheverträge Herzog Rudolfs mit der französischen Prinzessin Blanka vorgesehene Primogenitur dem staatsmännischen Blick Herzog Albrechts I. zuzuschreiben. Denn es war das eine Forderung des französischen Königs, wie es bald nachher eine Forderung Jakobs II. von Arragon bei der Vermählung Friedrichs des Schönen war. In diesem Zusammenhang scheint mir auch die Seite 89 ausgesprochene Vermutung, daß die Kandidatur Friedrichs des Schönen für den deutschen Königsthron die Verträge mit dem spanischen Königshaus wieder aufgehoben habe, in den Quellen nicht begründet zu sein. Friedrich der Schöne kommt etwas schlecht weg. Er ist gewiß keine imponierende Gestalt, aber an der schlimmen Finanzlage war er schließlich nicht persönlich schuld und das System der Verpfändungen hat nicht er erfunden.

Daß das Mittelalter die gesamte innere Verwaltung unter dem Begriffe Polizei zusammenzufassen pflegte (S. 124), kann man nicht sagen. Denn erst seit dem Ende des 14. Jahrhunderts kommt der Ausdruck von Frankreich her auf und findet sich in den österreichischen Quellen damals noch nicht. Es ist diese Praxis überdies nicht auf das Mittelalter beschränkt. Eine große Überschätzung bringt Vancsa auch dem Privilegium de non evocando entgegen, das Albrecht II. und Rudolf IV. von Kaiser Karl IV. erhielten. Diese Überschätzung ist freilich gang und gäbe. Man

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

übersieht immer wieder, daß die große Mehrzahl der Reichsstände ein gleiches Privileg schon besaß, als Österreich es erhielt.

Zur Geschichte Rudolfs IV. bemerke ich, daß die Angelegenheit der Auffensteiner noch der Untersuchung harrt. Es soll das keine Ausstellung an dem Werke Vancsas sein, sondern nur ein Hinweis. Daß die Steuern vor der Zeit Rudolfs IV. den Charakter des Außerordentlichen tragen, stimmt nicht. Es fehlt uns nur an einer wirklichen Geschichte der Steuern, Rudolf IV. ist überdies immer eine Gefahr für den Darsteller. Die jugendliche Eitelkeit des Fürsten als Erklärung verschiedener Vorgänge seiner Regierung zu verwenden, ist lediglich Konvention. Der Vergleich mit Josef II. aber ist doch wohl schief. Es ist überhaupt mißlich, über einen mittelalterlichen Menschen ein Urteil abzugeben, weil gar zu leicht ein Beiname, der kritiklos immer wieder übernommen ist, zur Charakteristik wird. In diesen Zusammenhang gehört auch der friedfertige Albrecht III. und sein unverträglicher Bruder Leopold. Es fehlte nur noch, daß Leopold als lästiger Ausländer aus der Steiermark behandelt würde, wie es Friedrich III. und seinen Steirern später ja tatsächlich erging. In Wahrheit war Albrecht III. gar nicht so friedfertig, sondern im Gegenteile ein recht gewalttätiger Herr und wir haben gar keinen Anhaltspunkt dafür, daß der Hofmeister Hans von Liechtenstein sich mit König Wenzel schon vor seiner Verhaftung in strafbare Beziehungen eingelassen hatte (S. 195), sondern es ist die Frage, ob nicht Wenzel wegen offener Rechtsverletzung von Seite des Herzogs sich des Lichtensteiner annehmen wollte. Es ist eben schwer, aus den Urkunden solche Dinge herauszulesen, besonders wenn man vielleicht Grund hatte, bei ihrer Textierung etwas zu verschweigen. Das trifft auch auf die Vorgänge zu, welche sich damals und wenig später in Wien abspielten. Das Privileg von 1396, mit dem die Ratswahlordnung für Wien neu festgesetz wird, ist z. B. doch mehr ein Abschluß, als der Beginn einer Bewegung und über manche Stellungnahme der Erbbürger und der Handwerker wird man nie mehr als eine recht unsichere Vermutung äußern können.

Wir sind damit schon bei den Kämpfen der Habsburger untereinander und zu den Kämpfen um die ständische Macht im Staate gelangt. Es wäre gut, wenn die Untersuchungen Zeißbergs über die Verträge der Habsburger noch einmal aufgenommen würden. Vielleicht ließe sich noch einiges finden. Im übrigen sieht der Verfasser trotz seiner ganz hervorragenden Kenntnis dieser Zeit nach meinem Gefühl die Vorgänge doch etwas einseitig vom Standpunkt der Fürsten an. In diesem Kampf der Fürsten wurde alles hineingezogen. Wer da mittat, den bezeichnet Vancsa als Raubritter. Es ist das ein ernster Vorhalt, der dem Verfasser gemacht werden muß, daß er damit das Bild dieser verworrenen Zeiten verzeichnet. Wer dem Fürsten offene Fehde ansagte und dieser Ansage gemäß mit Brand und Mord und Raub gegen ihn in den Krieg zog, ist kein Raubritter. So wenig wie einst die Kuenringer Raubritter waren, so wenig waren es die Stuchsen und Liechtensteiner und wie sie sonst heißen mögen im 14. und 15. Jahrhundert. Daß es Raubgesindel genug gab, ist eine offene Tatsache, aber auch dieses Söldnergesindel konnte sich darauf ausreden, daß die Fürsten den versprochenen Sold nicht zahlten. Es war eine gewalttätige Zeit, aber Raubritterunwesen darf man die Fehde nicht nennen. Sie hat den Raub im Gefolge.

Im übrigen ist die Geschichte des 15. Jahrhunderts ganz ausgezeichnet dargestellt. Nur in ein paar wirtschaftsgeschichtlichen Fragen scheint der Verfasser zu wenig zurückhaltend geblieben zu sein. Die Vermögensberechnungen für Wien z. B., die Seite 301 geboten werden, sind doch recht fraglich, daß die Domänen die finanzielle Hauptquelle für die Fürsten waren, scheint mir nicht minder unsicher und Aeneas ist ein zwar beredter, aber nicht immer sehr glaubwürdiger Zeuge.

Nach der eingehenden Darstellung des 15. Jahrhunderts nimmt Vancsa wieder mehr übersichtlich die Darstellung des kurzen Zeitraumes

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

auf, der doch eine gewaltige Änderung von dem Regierungsantritte Maximilians über die große ständische Bewegung nach seinem Tode hinweg und deren trauriges Ende zusammenfaßt. Es ist der Sieg des Landesfürstentums über die zu gewaltiger Bedeutung aufgestiegene Macht der Stände und wir stehen am Beginn des frühabsolutistischen Staates.

Es ist bei einem solchen Werke nicht möglich, daß die Meinungen da und dort nicht auseinandergehen und es wäre unehrlich, solche Verschiedenheit aus Gründen welcher Natur immer zu verschweigen. Nur in der Zusammenarbeit liegt das Heil und nur so kann Licht in noch immer dunkle Teile kommen. Auf diesem Weg der Forschung bildet Vancsas Werk einen bleibenden Markstein und wir dürfen uns noch viele Förderung von ihm versprechen. Es ist mir eine Freude, den Verfasser zu seiner Leistung beglückwünschen zu können.

Otto H. Stowaßer.

Hugo Hantsch, Jakob Prandtauer, der Klosterarchitekt des österreichischen Barock. Herausgegeben vom Kunsthistorischen Institut des Bundesdenkmalamtes. Krystall-Verlag, Wien 1926.

Der dritte Band des „Jahrbuches des Stiftes Klosterneuburg", erschienen 1910, enthält unter anderem eine umfassende Arbeit Dr. Wolfgang Pauker's betitelt: „Die Kirche und das Kollegiatstift der ehemaligen regulierten Chorherrn zu Dürnstein. Ein Beitrag zur österreichischen Kunst- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts." Pauker hatte das Glück eine Reihe von Tagebüchern des Dürnsteiner Propstes Hieronymus Übelbacher aufzufinden, welche zeitlich in die barocke Bauperiode des vorgenannten Stiftes fallen. Auf Grund des zu Tage geförderten reichhaltigen Quellenmateriales, unterstützt von seinen hervorragenden kunsthistorischen Kenntnissen, rollt nun Pauker die Entstehungsgeschichte dieses selten schönen Kirchen- und Stiftsbaues vor uns auf. Wir erhalten auf diese Weise einen ganz eigenartigen, in seiner Bedeutung noch lange nicht hoch genug gewerteten Einblick in eine der reichsten und wertvollsten Epochen des österreichischen Kunstschaffens. Leider ist die Reihenfolge der Übelbacher'schen Tagebücher die auf die Nachwelt gekommen ist, keine vollständige. Sie beginnt 1717, das Jahr 1718 fehlt, ebenso die Jahre 1722, 1726, 1728, 1734 und 1735. Mit 1736 finden die Aufzeichnungen ihren Abschluß, während Übelbacher erst 1740 starb. Infolge dieser Lücken konnte Pauker in manchen Dingen Quellenbelege nicht heranziehen. Er stützte sich in deren Ermanglung auf stilkritische Untersuchungen und Vermutungen und widersprach dann vor allem der Tradition, die Prandtauer die oberste Leitung der Dürnsteiner Barockschöpfungen, soweit sie in seine Lebenszeit fallen, zuschrieb. Zu diesem Umstand wurde Pauker wohl hauptsächlich durch seine Verehrung für das geniale Wirken Übelbachers veranlaßt, die ihn dazu führte, neben diesem feinfühligen Bauherrn nur mehr minder untergeordnete Künstler wirken zu lassen und die Person eines eigentlichen Chefarchitekten in Übelbacher selbst zu suchen. Hiebei geht nun Pauker so weit, daß er in seiner eingangs zitierten Arbeit auch Prandtauers Tätigkeit an dem weit bedeutenderen Stifts- und Kirchenbau in Melk unter das bis dahin angenommene Ausmaß heruntersetzt. Er schreibt in einer Fußnote auf Seite 21 unter anderem: „In Katschthalers Publikation (gemeint ist der Band 3 der österreichischen Kunsttopographie) über die Baugeschichte des Stiftes Melk werden allerdings bereits viele und berechtigte Zweifel bezüglich der geistigen und künstlerischen Urheberschaft Prandtauers beim Melker Kirchen- und Stiftsbau laut". Das wiederspricht, wie ich schon in meinem Buch „Dürnstein die Malerstadt an der Donau"[1] angeführt habe, der in der Kunsttopographie zum Ausdruck gebrachten Ansicht. Jene sagt im Gegenteil auf Seite XXX: „Zu höchstem Jubel steigert sich seine (Prandtauers) Kunst bei der Gestaltung der Kirche,

[1] Reinhold-Verlag, Wien-Berlin u. F. Oesterreicher, Krems a. d. D., 1926.

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

die Gurlitt mit Recht eines der hervorragendsten Werke der ganzen Periode nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa nennt". Über Antonio Beduzzi, den Pauker zu Ungunsten Prandtauers in Melk in den Vordergrund rücken will, hiebei auch die Kunsttopographie als Eidhelfer heranziehend, urteilt diese auf Seite 192 wie folgt: „Er (Beduzzi) scheint also neben Prandtauer einen gewissen Einfluß auf die Baugestaltung gehabt zu haben..."

Die Aufrollung dieser Streitfragen erschien mir deshalb notwendig, weil sie, ohne klar ausgesprochen zu werden, sich doch wie ein roter Faden durch das ganze Werk Hantsch' hinzieht, der in seiner vom Krystall-Verlag so prächtig ausgestatteten Publikation eigentlich eine umfassende Verteidigungsschrift für Prandtauers Wirken und Können veröffentlicht. Vieles, bis dahin noch unbekanntes Quellenmaterial wurde von Hantsch an das Tageslicht gezogen und so der unumstößliche Nachweis erbracht, daß Melk, Österreichs hervorragendster Stiftsbau der Barockzeit, das ureigenste Werk Jakob Prandtauers ist. Dies allein würde schon genügen, um der Hantsch'en Arbeit einen bleibenden Wert in der deutschen Kunstgeschichte einzuräumen, denn die Frage der Chefarchitekten der Barockzeit ist eine vielfach umstrittene und häufig sieht man, namentlich in letzter Zeit, die Meinung auftauchen, daß es sich bei den hervorragendsten Werken dieser Stilperiode mehr um Kollegialarbeiten, als um die eines führenden Meisters handelte. Eine Meinung, deren Entstehen verständlich wird, wenn man bedenkt, wie innig Malerei und Bildhauerwerke gerade in dieser Zeit mit den Schöpfungen der Baukünstler zu einem einheitlichen Ganzen verschmelzen, so daß man immer vor der Frage steht, hat der Architekt den Maler, den Bildhauer zu seinen Leistungen angeregt oder hat sich der umgekehrte Fall ergeben. Für Melk ist diese Angelegenheit nach dem Erscheinen des Hantsch'en Buches gelöst. Prandtauer war maßgebend, seine Stimme die erste im Rat der Künstler. Was für Melk gilt, wird wohl für die meisten anderen großen Bauschöpfungen des Barock ebenfalls anzunehmen sein, nämlich daß eines leitenden Architekten Wollen im Gesamtkunstwerk zum Ausdruck kommt.

Neben dem Melker Bau behandelt Hantsch noch eingehend die Tätigkeit Prandtauers in St. Pölten, seinen Entwurf für Klosterneuburg, seine Arbeiten am Sonntagberg, in und für Garsten, St. Florian, Kremsmünster, in Herzogenburg, Ravelsbach, Wullersdorf, Dürnstein usw. Klar umrissen erscheint uns so die künstlerische Tätigkeit Prandtauers, dessen Leben in einem besonderen Kapitel geschildert wird und dessen Behandlung der Raum- und Formprobleme auch ein eigener tiefdurchdachter Abschnitt gewidmet ist. „Des Meisters künstlerisch stärkste Seite", urteilt richtig der Autor, „ist die Beherrschung des Raumes". Wobei vor allem an die Stellung der Baukörper in der Landschaft und untereinander gedacht ist. „Wenn man in Betracht zieht, daß sich Prandtauer kaum einmal einen Platz selbst aussuchen konnte, auf dem er baute, daß er fast immer aus einem Gewirr von alten, großen Gebäudevierteln heraus gestaltete, deren brauchbare Reste er benützen sollte — eine Kunst, die auch an Lukas Hildebrandt gerühmt wird— dann kann man sich erst den richtigen Begriff von seiner Größe machen. Diese Ökonomie einerseits, die aus einem unmittelbaren, angeborenen Verständnis für die realen Notwendigkeiten hervorgeht, und die Fähigkeit, trotzdem etwas Neues, Modernes daraus zu machen, haben ihn ja wohl besonders als Baumeister empfohlen."

In einer Nebensächlichkeit scheint mir Hantsch etwas zu weit gegangen zu sein. Es ist dies aber begreiflich, wenn man bedenkt, wie sehr Pauker zu Gunsten seines „Helden" Übelbacher Prandtauer herabsetzt. Hantsch verfällt nämlich an einer Stelle in das Gegenteil und spricht Übelbacher die Originalität ab, weil alle seine Werke Vorbilder hätten. Ich glaube, daß diese Behauptung mehr auf den gewissen Druck, der immer Gegendruck erzeugt, zurückzuführen ist und daß man Übelbacher, wie

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

ich es in meinem vorerwähnten Buch tat, wohl als einen der genialsten Bauherrn der Barockzeit betrachten muß. Bezüglich Dürnsteins kommt Hantsch ungefähr zu dem nämlichen Schluß, den ich auf Seite 41 meines Buches gezogen habe: daß Prandtauer den Hauptriß für die dortigen Arbeiten verfertigt hat.

Alles in Allem genommen, haben wir mit Hantsch Arbeit ein Werk vor uns liegen, welches das Leben und Wirken eines bis heute noch viel zu wenig gewürdigten, echt österreichischen Künstlers endlich in das richtige Licht bringt. Die Schlußworte seiner Abhandlung sagen dies deutlich: „Fischer von Erlach, Hildebrandt, Pöppelmann usw. Man ginge von falschen Voraussetzungen aus, wollte man Prandtauer, was Kunst und Erfindungsgabe anbelangt, mit ihnen vergleichen. Sie haben in einem ganz anderen Milieu, unter ganz anderen Bedingungen geschaffen und stehen auf anderer Stufe. Man muß, um Prandtauer gerecht zu werden, ihn auffassen als das, was er ist und stets sein wollte, als Baumeister der Klöster und Wiedererbauer des Landes und darin hat er so Unvergleichliches geleistet, daß wir die Ehrfurcht jenes Probstes Übelbacher verstehen, wenn er ihn als den vielleicht vornehmsten Baumeister ganz Österreichs bezeichnet".

R. Gnevkow-Blume.

P. Alois Schwarz, Das Kloster in Eggenburg, N.-Ö. (1460—1924). Ein Beitrag zur Heimatkunde. Eggenburg, Verlag Preßvereinsdruckerei 1927, 204 SS.

Über eine große Anzahl niederösterreichischer Städte mangelt uns noch eine kritische, auf umfassendem Quellenmaterial beruhende geschichtliche Darstellung; dazu gehört vor allem auch das alte Eggenburg. Man wird es daher begrüßen, wenn über einzelne Einrichtungen und Körperschaften Monographien auf archivalischer Grundlage erscheinen, wie solche jetzt für das „hl. Martinispital" von L. Brunner (Tätigkeitsbericht der Krahuletzgesellschaft f. d. Jahre 1901—25, 1926) und für das (frühere Franziskaner- und spätere Redemptoristen-) Kloster von A. Schwarz vorliegen. Unter Heranziehung eines breiten Quellenmaterials, wie es das Stadtarchiv Eggenburg, das Diözesanarchiv von St. Pölten und das Provinzialatsarchiv der Franziskaner in Wien (bisher noch viel zu wenig benützt!), das Archiv des Kultus- und Unterrichtsministeriums und das Archiv für Niederösterreich in Wien, endlich das Hausarchiv des Klosters und die umliegenden Pfarrarchive boten, hat der Verfasser eine in der Sprache auch einem breiteren Kreise verständliche Arbeit geschaffen, die ein anschauliches Bild gewährt, von der Bedeutung des Klosters nicht nur für die Stadt Eggenburg und ihre Umgebung, sondern für das ganze Land und sein Geistesleben. Wenngleich die Darstellung der Seelsorge naturgemäß im Vordergrund steht, war es doch möglich, vielfach Neues über die Geschichte des Klosters, aber auch der Stadt überhaupt zu bringen, und anderes, das auf Grund der „Cosmographia Austriaco-Franciscana" (von S. Placidus Herzog, Köln 1740) bekannt war, zu berichtigen. So zunächst schon über die Zeit und die Umstände der Gründung: Der Verfasser macht es wahrscheinlich, daß der Grund, auf dem das Kloster errichtet wurde, ursprünglich dem Stifte Klosterneuburg gehört hatte, ebenso wie die bereits vorher bestehende Kirche, die nun restauriert und im Jahre 1466 neuerlich konsekriert wurde. Leider sind die folgenden Jahrzehnte nach der Errichtung des Klosters überaus spärlich behandelt. Das Versagen der Quellen scheint die Hauptschuld daran. Besser steht es um die Zeit der Reformation, in deren Verlauf, 1567 (nicht schon 1549), die Barfüßermönche das Kloster auf eine Zeitlang verlassen mußten. Klar tritt dann die Missionstätigkeit der Franziskaner in der Gegenreformation hervor, wo wir sie laut Reformationsprotokollen an vorderster Stelle unter den Informatoren finden, während die Jesuiten ganz zurück treten. Anschaulich wird die Wirksamkeit in der Seelsorge geschildert, ebenso jene auf den Gebieten der Wissenschaft und des Unterrichts. Hand in Hand geht damit auch ein wirtschaft-

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

licher Aufschwung (Neubau des Klosters von 1658—1661). Allerdings wäre man hier für genauere Aufschlüsse in wirtschaftlicher Beziehung dankbar gewesen. Ausgezeichnet und durchaus auf Grund der Akten gearbeitet ist die Darstellung der Aufhebung des Klosters, die sich vom Jahre 1783 bis 1786 hinzog, und die namentlich in ihren finanziellen Auswirkungen ein grelles Licht auf die Geisteshaltung der Josefinischen Behörden wirft. Der Verkauf des Klosters und die Umwandlung in eine Fabrik war das Ende. Aber neues Leben erwachte, als im Jahre 1833 die Redemptoristenkongregation ihren Einzug hielt, nachdem eine Reihe von Schwierigkeiten seitens geistlicher und weltlicher Behörden überwunden worden war. Überaus anschaulich sind die schweren Folgen der Revolution des Jahres 1848 für das Kloster geschildert, die die Aufhebung der Kongregation und die Beschlagnahme ihres Vermögens brachte. Schon 1852 erfolgte die Wiedereinführung. Die Darstellung der vorbildlichen Seelsorgetätigkeit und des selbstlosen Wirkens während des Weltkrieges, beschließt das Büchlein. Wie im ersten Teil ein ausführliches Verzeichnis der seit der Gründung des Klosters verstorbenen Franziskanermönche nebst Angabe ihres Herkunftsortes beigegeben ist, so findet sich ein solches im zweiten Teil für die verstorbenen Redemptoristenpriester. Die Arbeit, die sich bescheiden „ein Beitrag zur Heimatkunde" nennt, bringt bei Schilderung der baulichen Ausgestaltung des Klosters im Verlauf der viereinhalb Jahrhunderte auch manches Wertvolle über die heimische Künstlerschaft. Einige zum Teil unbekannte Bilder, sowie ein kurzes Orts- und Sachregister erhöhen den Wert. Wenngleich man gerne noch Genaueres über das innere Klosterleben, über Gottesdienst und Liturgie auch für die älteren Zeiten des Klosters erfahren würde, so muß hier zusammenfassend nochmals betont werden, daß hier eine gediegene, aufschlußreiche Arbeit vorliegt, der man dringend auch für andere kleinere Klöster des Landes Nachfolger wünschen würde.

Karl Lechner.

Helmer Leo, **Das niederösterreichische Weinviertel östlich des Klippenzuges.** Ein Beitrag zur Kenntnis des inneralpinen Wiener Beckens nördlich der Donau. (Landeskundliche Bücherei. Herausgegeben von Dr. Heinrich Güttenberger II.) Österr. Bundesverlag, 1928, 172 Seiten.

Auf Grund der von Verein für Landeskunde und Heimatschutz herausgegebenen Heimatkunde von Niederösterreich, hat der Verfasser eine umfassende Einzeldarstellung seines Gebietes gegeben, das in dieser Gründlichkeit noch nicht bearbeitet worden war. Es ist für diese Landschaft der ursprüngliche Plan der früher erwähnten Heimatkunde fast zur Tat geworden.

Nach einer „Geographischen Beschreibung" der natürlichen Einheiten, deren Bezeichnung aus der Heimatkunde übernommen wurde, folgt eine „Geologische Übersicht", die mit Rücksicht auf den Umstand, daß das Buch für weitere Kreise bestimmt ist, etwas gemeinverständlicher hätte gehalten werden können, wenngleich die im Anhang beigefügte „Wort- und Sacherläuterung", eine sehr gute Handhabe zur Gewinnung des nötigen Verständnisses bietet. In zweckdienlicher Weise ist der Löß, der für Landschaft und Wirtschaft von ausschlagender Bedeutung ist, ausführlich besprochen. In dem nächsten Abschnitt „Die Bewässerung" — der unglückliche Ausdruck ist leider hier statt des passenden: „Gewässer" verwendet — wird hauptsächlich die March als Hauptfluß des Gebietes behandelt, da die andern Gewässer in der „Geographischen Beschreibung" beschrieben oder wenigstens erwähnt wurden. Der Abschnitt „Das Klima", bringt ein reichhaltiges Tabellenmaterial aus Hanns „Klimatographie von Niederösterreich", an das sich eine kurze Schilderung der „Pflanzenwelt" anschließt. Den weitaus größten Raum sachlich und der Seitenzahl nach (75 von 145 Seiten) nimmt der die „Bewohner" behandelnde Abschnitt ein. Er beginnt mit der Geschichte der Besiedlung und bespricht dann die „Archäologischen Bodendenkmale", hiebei von den Leebergen — das ist ja die volkstümliche Bezeichnung — jedoch nur jene, die Hügelgräber sind, nicht

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

aber jene, die als Malzeichen aufgefaßt werden müssen. Unter den aufgezählten Erdställen ist der im Jahre 1922 aufgefundene von Maustrenk nicht angeführt. Der in Güttenbergers „Heimatfahrten" zuerst erwähnte Ringwall zwischen Kreuttal und Hornsburger Tal ist leider nicht aufgenommen. Treffend sind die Kapitel über die „Dorf- und Kirchenbefestigungen" und über „Verschanzungen", sowie über die „Veränderungen im Siedlungsbilde". In den Kapiteln „Siedlungs- und Hausformen", (so soll wohl die Überschrift nach dem Inhalt lauten) und „Die Mundart" kommt der Verfasser auch auf die Frage der bayrischen oder fränkischen Besiedlung des Weinviertels zu sprechen, ohne hiezu Stellung zu nehmen, obwohl er selbst nach der Bemerkung auf S. 72 eine fränkische Zuwanderung anzunehmen scheint. Auch in andern Fragen stellt sich der Verfasser mit Recht auf den Standpunkt des relatum refero und weist auf die gegenwärtig unzureichende Begründung und die Notwendigkeit neuerlicher Forschung hin. Immerhin wird die Betonung der bayrischen Besiedlung auch in der Ortsnamendeutung zu beachten und Vollmanns „Flurensammlung in Bayern" heranzuziehen sein. „Die wirtschaftlichen Verhältnisse" werden in ihrer Entwickelung nach Ursache und Wirkung gut geschildert und der gegenwärtige Stand durch reichhaltiges Tabellenmaterial veranschaulicht. In diesen Tabellen, wie in denen des Anhangs, die die Niederschlagsmengen bringen, liegt ein Hauptwert des Buches, da die Angaben zum erstenmale in dieser Vollständigkeit zusammengestellt sind. Auch die tabellarische Übersicht über Wüstungen ist sehr zu begrüßen. Sehr reichhaltig ist der Literaturnachweis, obwohl es genügt hätte, bloß die in der „Heimatkunde" nicht angeführten Quellen namhaft zu machen. Die schon früher erwähnte „Wort- und Sacherläuterung", ein Autoren- und ein Ortsverzeichnis heben die Benützbarkeit des Buches. Einzelne Druckfehler wie Cucorum statt Cneorum (S. 20), Siedlungsgebilde statt Siedlungsbilde (S. 89), Siedlungsöde statt Öde u. a. wird jeder Leser selbst berichtigen können. Sehr wertvoll sind die Bilder und Karten, die ein lehrreiches Anschauungsmaterial bieten; fast alle Bilder sind Originalaufnahmen, bei manchen wäre eine ausführliche Legende wünschenswert gewesen. Beigeschlossen sind eine Übersichtskarte des Gebietes (1 : 200000) und eine „Geologische Übersichtskarte", entworfen von H. Vetters; letztere entspricht dem neuesten Stand der Forschung und ist namentlich durch die beigegebenen „Bemerkungen" Vetters eine wesentliche Werterhöhung des Buches, das als eine Bereicherung unserer heimatkundlichen Literatur zu begrüßen ist. Anton Becker.

L. Kober, **Das Werden der Alpen.** Eine erdgeschichtliche Einführung. Mit 24 Abbildungen im Text und 3 Tafeln. 86 Seiten. Karlsruhe (Verlag G. Braun) 1927.

Die Städter, die ihre freie Zeit dazu benützen, um in die Berge zu ziehen, suchen dort teils körperliches Training, teils Loslösung vom Alltag in der freien Natur. Erschreckend gering ist aber noch immer die Zahl Jener, die trachten, die Natur zu verstehen und ihr so näher zu kommen. Völlig irrig ist es auch, wenn in touristischen Kreisen vielfach geglaubt wird, daß „gelehrter Ballast" das Genießen der Natur behindert. Im Gegenteile wird bei einigem geologischen Verständnis an die Stelle gedankenlosen Dahinwanderns ein ehrfurchtsvoll staunendes Betrachten der in der Natur wirksamen Kräfte treten. Zu dem Zwecke, ein solches Verständnis zu vermitteln, bietet der Verfasser mit dem vorliegenden Buche den gebildeten Naturfreunden und unter diesen in erster Linie den Bergsteigern eine Darstellung des Aufbaues der Alpen im Sinne der Deckenlehre, die heute bereits ältere Lehrmeinungen in eine in Auflösung begriffene Verteidigungsstellung gedrängt hat.

Der Leser des Buches sieht gleichsam vor seinen Augen das Grauwackenmeer des Paläozoikums, die Gebirgsbildung im Karbon und das Kalkalpenmeer des Mesozoikums mit seinen vier Faziesgebieten (helvetisches, penninisches, ostalpines und dinarisches Meeresgebiet). Nach diesen anschaulichen Schilderungen führt der Verfasser in dem Abschnitt „Die

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

werdenden Alpen" dem Leser vor, wie sich das ostalpine Meeresgebiet, zusammengepreßt von Norden und von Süden her, hebt (die „Gosaualpen" entstehen) und sich über die Ablagerungen des penninischen Meeresgebietes im Norden schiebt. Hierauf werden behandelt: Die Alpen im Eozän, die Gebirgsbildung im Mittel-Oligozän, die Molassemeere im Norden und Süden und die Hebung des ganzen Alpenkörpers zu Ende des Tertiärs.

Nach einer kurzen Erörterung der „Alpen im Eiszeitalter" werden dann an der Hand von Sammelprofilen die Deckensysteme der West- und der Ostalpen besprochen, wobei natürlich die tektonischen Fenster des Engadin, der Hohen Tauern und des Semmering besonders gewürdigt werden. Einer Besprechung der Dinariden schließt sich als Abschluß des Buches eine Behandlung des „alpinen Problems" an. Hier werden die Ursachen der Gebirgsbildung und die Frage des Verhältnisses der Alpen zu den Dinariden behandelt. Die Behandlung der Deckensysteme wird von „Tektonogrammen" unterstützt. Es sind dies Blockdiagramme, die die Lagerung der einzelnen Decken abzulesen erlauben.

Daß es bei dem derzeitigen Stand der Forschung noch nicht möglich ist, daß alle Forscher in ihren Ansichten völlig übereinstimmen, ist wohl klar; sicher aber bedeuten die Arbeiten Kobers einen großen Fortschritt auf dem Wege zur Erkenntnis der Natur der Alpen. Das vorliegende Buch Kobers zeichnet sich überdies dadurch aus, daß es eine sehr anschauliche Einführung für den Laien, der mit einem gewissen Mindestmaß von geologischen Vorkenntnissen (etwa dem Lehrstoff der Obermittelschule entsprechend) ausgerüstet ist, darstellt. Für eine Neuauflage des Buches, das vom Verlage gut ausgestattet ist, sei eine Erweiterung des Abschnittes „Die Alpen im Eiszeitalter" und eine Vergrößerung des etwas zu klein geratenen und dadurch an Anschaulichkeit einbüßenden Tektonogrammes I angeregt.

Hermann Stipek.

Die österreichischen Alpen. Eine zusammenfassende Darstellung, bearbeitet von O. Abel, E. Brückner, F. M. Exner, M. Forstel, A. Haberlandt, V. Junk, A. Köhler, R. Lach, O. Lehmann, H. Leitmeier, N. Lichtenecker, A. Marchet, O. Menghin, Th. Pintner, O. Reche, E. Reisch, F. E. Sueß, H. Tietze, H. Voltelini und R. Wettstein. Herausgegeben von Hans Leitmeier. Mit 102 Abbildungen im Text und XXXVIII Tafeln auf Kunstdruckpapier. 414 Seiten. Leipzig und Wien 1928. Franz Deuticke.

Ungefähr um die gleiche Zeit sind zwei Werke erschienen, die sich in der Hauptsache mit dem Natur- und Lebensraum der österreichischen Alpen beschäftigen: obige Sammelarbeit und die zweite Auflage der Länderkunde von Krebs, die nunmehr „Die Ostalpen und das heutige Österreich" betitelt ist und zwei Bände umfaßt.* Dort wissenschaftliche Monologe, die von der Tribüne bestimmter Fachdisziplinen schallen und mehr äußerlich zur Einheit zusammengefügt sind, hier das geschlossene einheitliche Werk des ersten deutschen Landeskundlers, des Österreichers Norbert Krebs. Vielleicht ist es das größte Lob jener Arbeit, über die hier referiert werden soll, wenn von ihr mit Fug gesagt werden kann, daß sie neben dem Grundwerke österreichischer Landeskunde, das mit dem Namen Krebs verknüpft ist, ehrenvoll zu bestehen vermag.

Prof. Dr. H. Leitmeier, Sekretär der Volkstümlichen Universitätskurse und Herausgeber des Werkes, das jenen Universitätskursen Ursprung und Formung verdankt, betont im Vorwort: Der Untertitel „zusammenfassende Darstellung" will besagen, daß alle 20 Abschnitte dem gemeinsamen Ziele zustreben, uns die heimischen Alpen in ihrem Werden und Sein vorzuführen und die Ergebnisse ihrer Durchforschung in großen Zügen mitzuteilen. Pietätvoll ist des großen Geographen und Altmeisters der Glazialforschung Eduard Brückner gedacht, der noch vor der Drucklegung seines Vortrages der deutschen Wissenschaft entrissen wurde.

Rezensent kann naturgemäß nur zu jenen Abschnitten ein Urteil wagen, die seinem Forschungsgebiet verwandt und benachbart sind. Allem voran

* Eine Besprechung erfolgt in einem der nächsten Hefte. Die Schriftlg.

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

sei da auf auf den Abschnitt verwiesen, der die Oberflächengestaltung der österreichischen Alpen zum Gegenstande und Otto Lehmann zum Verfasser hat. Auf zwanzig und einigen Seiten wird hier die knappste, anschaulichste und problemhältigste Darstellung der Aufrißformen des Gebirges geboten, ihrer Prägung und Entwicklung. Gleich sparsam und wirkungsvoll ordnen sich dem Texte Zeichnungen und Tafelbilder ein, die der Plastik des Wortes unterstützend zur Seite treten. Jede künftige Alpenkunde wird sich mit dem, was Lehmann hier über die Oberflächengestaltung, später über Besiedlung und Verkehrsstraßen der Ostalpen sagt, beschäftigen oder kritisch auseinandersetzen müssen. Dieses Urteil gilt in ähnlicher Weise für die Ausführungen Lichteneckers über die Gliederung der österreichischen Alpen. Zwischen Böhm und Krebs liegt eine reiche Entwicklung, die auch aus der alpinen Nomenklatur abzulesen ist. Der Gliederungsversuch des jungen Wiener Geographen gelangt zu 19 Typen, in die sich sämtliche Gruppen der österreichischen Alpen zwanglos einreihen lassen. Diese Lichtenecker'sche Typisierung zeigt die Eigenart der „österreichischen Alpen" gegenüber den Schweizer Alpen. Dr. Norbert Lichtenecker hat auch die heikle Aufgabe glücklich gelöst, den Vortrag Brückners über die Ostalpen in der Eiszeit einer Durchsicht und Überarbeitung zu unterziehen, die dem neueren Stande der Glazialmorphologie Rechnung trägt.

Bau und Struktur des Sammelwerkes seien durch Titel und Aufeinanderfolge der einzelnen Abschnitte angedeutet: Gliederung der österreichischen Alpen (Lichtenecker), Mineralvorkommen (Leitmeier), Gesteine (Köhler und Marchet), Geologischer Bau (Sueß), Oberflächengestaltung (Lehmann), Tierwelt (Pintner), Pflanzenwelt (Wettstein), Vorzeitliche Tierwelt der Alpen (Abel), Die Ostalpen in der Eiszeit (Brückner), Klima der Alpen (Exner), Urgeschichte der Ostalpenländer (Menghin), Die Alpen in römischer Zeit (Reisch), Die österreichischen Alpenländer im Mittelalter (Voltelini), Bevölkerung der österreichischen Alpen (Reche), Besiedlung und Verkehrsstraßen (Lehmann), Bauliche Entwicklung der österreichischen Alpenländer vom Mittelalter zur Neuzeit (Ferstel), Die Volkstrachten der Alpen (Haberlandt), Das Volkslied in den österreichischen Alpen (Junk), Die Tonkunst in den Alpen (Lach), Die Malerei in den Alpen (Tietze).

Ein Muster guter Schilderung ist der geologische Abschnitt. Der Deckenbau der Ostalpen wird hier derart entwirrt, daß er dem Leser als versöhnliche und — was nicht hoch genug anzuschlagen ist — auch als verständliche Erscheinung begegnet.

Auf den Naturgrundlagen, die durch die obige Inhaltswiedergabe angedeutet sind, baut Vor- und Frühgeschichte auf. Ein staunenswerter Reichtum liegt in dem Abschnitte, worin Menghin die Urgeschichte der Ostalpen unter Einbau der Fundtatsachen in die Kulturkreislehre meistert. Der Abschnitt über Prähistorie und jener über die Römerzeit verwachsen inhaltlich und formell zur Einheit. Etwas größer ist der Sprung zur mittelalterlichen Geschichte. Angesichts gewisser Überspannungen der an sich sehr fruchtbaren Kontinuitätshypothese — fruchtbar mindestens als heuristisches Prinzip — wirkt die S. 228 zum Ausdrucke gelangende abgeklärte Auffassung von Emil Reisch sehr wohltuend: „Die Bedeutung, die diesen Altertum und Mittelalter verknüpfenden Erscheinungen für die Kontinuität kulturellen Lebens zukommt, kann natürlich sehr verschieden eingeschätzt werden. Wenn schon im Leben des einzelnen nicht mehr festgestellt werden kann, welche Eindrücke und Geschehnisse aus früheren, abgeschlossenen Perioden seines Lebens für seine Wesensart in der Zeit der Reife bestimmend waren, so ist im materiellen und geistigen Leben der Bewohner eines Landes noch viel schwerer entscheidbar, welche Schicksale des Heimatbodens und seiner ältesten Bewohner für die Kulturformen der späteren andersartig zusammengesetzten Bevölkerung von Einfluß waren und welche ohne sichtbare Wirkung geblieben."

Was in den Volkstrachten, im Volksliede und in der Tonkunst ge-

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

wesen und noch ist, zeigen Haberlandt, Junk, Lach. Namentlich Haberlandts Ausführungen über Volkstrachten sind geographisch inspiriert und von warmer Gesinnung für Volkesart und Volkesbrauchtum getragen, in dieser Hinsicht geradezu von werbender Begeisterung. Zum Schlusse zeigt Tietze die österreichischen Alpen als Objekt der Kunst. Der künstlerischen Entdeckung und Gestaltung unserer Alpenwelt kommt für die Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts besondere Bedeutung zu.

So kann denn dieses Werk als wissenschaftliche und volksbildnerische Leistung gleicherweise empfohlen werden. Die reiche Ausstattung macht dem heimischen Verlage alle Ehre und wird gewiß zur Verbreitung und Einschätzung des schönen Werkes beitragen.

Heinrich Güttenberger.

Johann Friedrich Dietz, **Das Dorf als Erziehungsgemeinde.** 175 Seiten. Weimar 1927, Böhlaus Nachfolger.

Die vorliegende Arbeit will als Versuch gelten, „das gesamte Landproblem vom Standpunkte der Erziehung aus zu betrachten." Es ist ihr Vorzug und ihre Schwäche, daß sie dies nur von beschränktem Erlebniskreis aus tun will. Das „gesamte Landproblem" ist aus der Milieuwirklichkeit des schwäbisch-fränkischen Unterlandes geschaut und gestaltet. Die Grenzen des Beobachtungsfeldes sind etwa mit den Städten Heilbronn, Morbach, Ellwangen und Mergentheim gegeben. Dazwischen liegt die kleinbäuerliche Welt schwäbischer und fränkischer Weinbauern, Landwirte und Viehzüchter. Was in dieser kleinen Welt das Dorf als Erziehungsgemeinschaft bedeutet — „Erziehungsgemeinde" möchte ich nicht sagen —, hat Dr. Johann Friedrich Dietz in durchaus sachlicher, kritisch geschulter Darstellungsweise aufgezeigt.

Rezensent erblickt in der Gliederung der Arbeit die Befolgung jener Grundsätze, die er seinerzeit in der Schrift „Das Landkind nach Umwelt und Eigenart" geltend machte (Wien 1925, Österreichischer Bundesverlag). Die Fachkritik hat damals, beispielsweise durch den Grazer Pädagogikprofessor Dr. Tumlirz, die Richtigkeit dieser Untersuchungsweise anerkannt. Die Umweltsverhältnisse mit ihren wirtschaftlichen und sozialen Färbungen, mit den geistigen Erziehungsmächten Religion, Sitte, Brauchtum sind von derartiger Prägungsgewalt, daß Don Bosco die Heimat gewissermaßen das erste „Sakrament" nennen kann. Das Dorfmilieu stellt eine Arbeits- und Erlebnisgemeinschaft dar, die unverkennbar Familieneigentümlichkeiten prägt. Die Eigenart des ländlichen Typus muß aus dem Rassen- und Familienerbe in körperlicher und geistiger Hinsicht geschaut werden.

Dietz unterscheidet gleicherweise die Dorfwelt und den dörflichen Menschen. In der Schilderung der Dorfwelt hält er den heimatlichen Lebensraum, das dörfliche Gemeinschaftsleben und die Dorfkultur auseinander. Werden und Wandel der Dorfkultur sind ausgezeichnet dargestellt. Wiewohl statistische Verweise insgemein zur Lesbarkeit einer Schrift nicht immer beitragen, wäre es doch für den Benützer, schon im Interesse wissenschaftlichen Vergleichens, sehr förderlich, wenn die Besonderheit des schwäbisch-fränkischen Unterlandes hin und wieder auch im Bilde der Zahl zum Ausdrucke käme. Der dörfliche Mensch wird uns in drei Erscheinungsformen gezeigt: im Erwachsenen, im Landkinde, im dörflichen Jugendlichen. Nachdem also der Verfasser Umwelt und Eigenart seiner ländlichen Welt genugsam erörtert hat, geht er daran, das Erziehungsproblem zu formulieren. Die Überlieferung ist ergänzungsbedürftig. Sollen technische Neuerungen und soziale Krisen die Dorfwelt als lebendige Erziehungsgemeinshaft nicht lahmlegen und jene unerfreulichste aller Lebenstatsachen schaffen, die „entwurzelte Landjugend" heißt, dann muß die dörfliche Jugendpflege und Erwachsenenbildung, muß Dorfschule und Dorfkirche zulernen und umlernen. Dietz kommt namentlich hinsichtlich der Dorfschule zu sehr beachtenswerten Ratschlägen. Aber auch von diesen darf in aller Bescheidenheit gesagt werden, daß sie hierzulande

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

nicht unerörtert blieben. Wir wissen es: Das Landvolk ist durchaus nicht schul- und bildungsfeindlich, wenn es nur merkt, daß Schule und Bildung seinen Boden, sein Brauchtum achten und dazu beitragen, daß die Jugend dereinst ihren Lebenskreis auszufüllen vermag.

Das Literaturverzeichnis der Schrift von Dietz hat alles Wesentliche aufgenommen. Auffällig ist sowohl hier wie in der Darstellung, daß auf einige Schriften zur Agrarfrage solches Gewicht gelegt wird, die von den Anhängern jener Richtung, die sich wissenschaftlicher Sozialismus nennt, wohl kaum mehr als Glaubensbekenntnis angesehen werden, wie hierzulande verschiedene Traktätchen der Agitationsliteratur zeigen. Im Ganzen zeigt das Schrifttum die brennende Bedeutung der Landschulfrage und der Dorferziehung in deutschen Landen. Aus Monographien, wie sie Heywang für Elsaß, Bode und Fuchs für Pommern-Brandenburg, Dietz für das schwäbisch-fränkische Unterland, Rezensent für den Boden der Ostmark geboten haben, dürfte sich, wenn der Ring solcher Darstellungen ein größeres Gebiet umfaßt, die Synthese einer neuen Erziehungsaufgabe überzeugend erschließen. Ihr gelten die Worte, mit denen Dietz seine tüchtige Arbeit beschließt: „Mögen recht viele tüchtige und tatkräftige Menschen sich um die Lösung dieser Erziehungsfrage bemühen und mögen sie an Staat und Gemeinden bereitwillige Unterstützung erfahren, damit das deutsche Landvolk endlich innerlich und äußerlich frei und selbständig wird zum Wohl unseres ganzen Volkes".

Heinrich Güttenberger.

Beriger, Leonhard, **Grillparzers Persönlichkeit in seinem Werk.** Wege zur Dichtung III. Horgenverlag, Zürich-Leipzig 1928. 128 SS.

Der Verfasser kommt aus der Schule Ermatingers. Das ist ein guter Geleitbrief. Allerdings stellt man demzufolge unwillkürlich hohe Anforderungen an die Arbeit. Daß Beriger sie vollauf befriedigt, sei vorweg gesagt.

Ist es an sich schon dankenswert, Grillparzer von einer Seite zu beleuchten, die kaum einen Betrachter gefunden hat, so umso mehr als über den Dichter wohl viel Spezielles, aber noch allzuwenig Zusammenfassendes gearbeitet wurde.

Beriger will hier vorwiegend die „psychologische Persönlichkeit" des Dichters und ihre Gestaltwerdung in seinen Dichtungen erfassen. Daß die Grenzen, die er sich gesteckt, oft erweitert werden müssen, ist sich der Verfasser völlig klar und bedeutet ja nur einen Vorzug seines Buches.

Was Volkelt hier an wertvollen und grundlegenden Vorarbeiten geleistet hat, weiß Beriger wohl zu würdigen. Wenn er darüber hinaus zu gehen versucht, so sei ihm freudig zugestanden, daß er manches Neue bringt und vor allem viel Anregung für die Grillparzerphilologie bietet. Ich nenne nur die ausgezeichneten Abschnitte: Sammlung und Zerstreuung, Des Meeres und der Liebe Wellen, Der arme Spielmann, Weh dem der lügt.

Ein besonderer Vorzug dieses Werkes sind die treffenden, bei aller Kürze klar herausgearbeiteten Charakteristiken, so z. B. Grillparzers Verhältnis zur Frau und zur Ehe (S. 26/27), Sapphos Kampf mit sich selbst (S. 54), das tragische Geschick Medeens (S. 66). Die häufigen, glücklich gewählten Zitate erhöhen die Überzeugungskraft der Darstellung. Verfehlt scheint mir nur das Schema, nach dem der Verfasser vorgeht und in dem er die einzelnen Dichtungen unterbringt: Grillparzers Persönlichkeit im Kampf mit fremden Einflüssen — Die Problematik der Persönlichkeit als innere Form des Werkes — Persönlichkeit und Herrscherproblem — Persönlichkeit und Wahrheitsproblem — Persönlichkeit und kulturphilosophisches Problem. Denn das ist ja doch das Kennzeichen der wahren Kunst, das Ineinander- und Übergreifen von Motiv und Idee im Gesamtwerk des Künstlers. Zu wenig begründet ist auch von Beriger, warum Bancban seine Gattin in drohender Gefahr ohne Schutz

©Verein für Landeskunde von Niederösterreich;download http://www.noe.gv.at/noe/LandeskundlicheForschung/Verein_Landeskunde.html

läßt (S. 101). Auch Roseliebs Erklärung befriedigt nicht.[1] „Libussa" ist wohl nicht „das letzte bedeutsame Drama", das die Idee von den drei Reichen verwertet. Das ist meines Erachtens Ibsens „Kaiser und Galliläer". Zu bedauern ist noch, daß der Verfasser auf die Lyrik Grillparzers gar nicht eingeht. Hier wäre in seinem Sinne trotz Sauer noch Manches herauszuholen.

Dieses Buch bedeutet eine wertvolle Bereicherung der Grillparzerliteratur. Kurt Vancsa.

Bindtner Josef, **Adalbert Stifter, sein Leben und sein Werk.** Ed. Strache, Wien—Prag—Leipzig 1928, 360 S.

Eine Stifterbiographie ist nach Heins kaum noch brauchbarer Arbeit schon längst Bedürfnis geworden. So kann man Bindtners Werk, das sich auf die neuesten Forschungen stützt, nur begrüßen. Es ist in drei Abschnitte (In der Heimat — In Wien — In Linz) gegliedert, die zugleich die Hauptstationen von Stifters Lebensweg darstellen. Des Dichters inneres und äußeres Erleben wird in Beziehung gesetzt zu seinem gesamtkünstlerischen Schaffen. Die Würdigung der einzelnen Werke und ihre literarischen Voraussetzungen werden leider manchmal auf Kosten des Biographischen vernachlässigt. Hingegen weist Bindtner mit Recht immer wieder auf die kaum zu überschätzende Bedeutung hin, die der Dichter in dem Maler gefunden hat. Das ist ja das typisch Romantische in Stifter. Zahlreiche Briefzitate sind der Arbeit sehr förderlich. Wunderbar schön die Aussprüche Stifters über die Kunst, lehrreich und wahr seine pädagogischen Ansichten! Die „schauderhafte" Legende von des Dichters Selbstmord ist hier nun erfreulicherweise abgetan. Der größte österreichische Erzähler hat seinen Biographen gefunden. Mit selten reicher Einfühlungsgabe ist sein Leben und Schaffen, das jeder explosiven Leidenschaft ganz naturgemäß aus dem Wege ging, geschildert. Die Liebe des Forschers zu seinem Helden entschuldigt auch ein manchmal zu weitgehendes Urteil. — Die Ausstattung des Buches ist vorbildlich.

Kurt Vancsa.

---

[1] Jahrbuch der Leogesellschaft. Wien 1927. S. 173 f.

Druck von Ferdinand Berger in Horn, N.-Ö.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich

Jahr/Year: 1928

Band/Volume: 21_1

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: Literatur 198-211